

Wir Menschen

Werden wir alle sterben? Die Warnung eines der KI-Macher ist skurril. Unvorstellbar. Reines Marketing? Aber wie soll das auch funktionieren? Sind wir Menschen schon so virtualisiert, dass Datendiebstahl lebensgefährlich wird? Oder müssen wir nur noch einen Moment warten, bis wir unsere Maschinen und Häuser, unsere Lebenserhaltungssysteme und Identitäten, zuletzt unsere Hoffnungen und Träume durchdigitalisiert haben, um sie uns dann von einer völlig unbeherrschbaren Automatik zerstören zu lassen?

Ich kann über diese Warnung den Kopf schütteln. Ich kann mich aber auch vor ihr fühlen wie ein Kind, dem die Erwachsenen nicht erklären können, was sie da gerade bauen. Vielleicht können sie es selbst nicht mehr erklären.

„Es gibt.“ Dieses unscheinbare Versatzstück unserer Sprache war schon oft ein Blankoscheck für eine Idee. Wer gab uns die Zahlen? Es. Wer verweigerte uns die Lösung für null hoch null? Es gibt keine. Irgendwo im Nebel fängt „es“ an. Unsere Sprache kennt noch andere solcher Wendungen: *There was, il s'agit de*, „man“. Etwas ist da, etwas geschieht, und bevor ich fragen kann, wer es getan hat, ist der Handelnde schon aus dem Satz verschwunden.

Bekommt dieses „es“ nun einen modernen Gesellen? Den Bot, den KI-Agenten, den Algorithmus, der sich selbst geschrieben hat? Es hat sich so entwickelt, wird man sagen. Es ließ sich nicht aufhalten. Vielleicht werden wir eines Tages nicht einmal mehr jemanden finden, dem wir unser Versagen vorhalten können.

Wer sind wir Menschen heute? Was macht uns aus? Ich würde gern auf einen Zeit-Berg steigen und auf uns herunterschauen. Von dort aus müsste sich doch ein ausdrucksstarkes Bild finden lassen: ein Spiegel unseres Selbstverständnisses und ein Schlaglicht auf das, was wir tatsächlich sind. Aber spätestens bei „tatsächlich“ stehe ich wieder unten im Tal. Ich sehe nur, was mir begegnet. Oft brauche ich jemanden, der mich darauf aufmerksam macht.

Vor mehr als zweihundert Jahren haben Menschen ein Vorhaben begonnen, dessen Ausmaß ihnen selbst kaum vorstellbar gewesen sein kann. Sie nannten es Aufklärung. Sie glaubten an die Vernunft, an den Fortschritt, vielleicht auch an die Liebe. Alle Menschen sollten frei werden und einander als Gleiche begegnen. Und dann stand da noch dieses große, schwierige Wort: Brüderlichkeit.

War sie je mehr als eine Hoffnung? Ich weiß es nicht. Sie hat jedenfalls die Zeit überdauert, in der sie ausgerufen wurde. Sie reicht in unsere Fragen hinein, auch in die nach der Technik, die wir hervorbringen: Wie wollen wir miteinander leben? Wer darf mitbestimmen? Wer trägt Verantwortung? Ein solches Vorhaben lässt sich nicht von einem Berg aus erledigen.

In Wattenscheid gehe ich mit einer lebenslangen Freundin die Schlachthofstraße entlang. Ihr Name ist geblieben, obwohl der Schlachthof längst nicht mehr steht. Von ihm ist noch eine Mauer und eine Fassade da, kunstvoll errichtet aus roten, gelben und graubraunen Ziegeln. Sie ist aufwendiger gestaltet als die Häuser der Menschen, die einst innerhalb dieses Viertels arbeiteten. Fast



könnte man an ein Kloster denken. Die Arbeit bekam einen Bezirk, der etwas Sakrales an sich hatte; an einer putzlosen Wand sind noch alte Elektroleitungen zu erahnen.

Dabei ist ein Schlachthof in der Vorstellung kein erhebender Ort. Tiere wurden hineingeführt und kamen als Fleisch wieder heraus. Die Menschen der Stadt mussten nicht mehr selbst schlachten. Das nahm ihnen eine Arbeit ab, die wohl die wenigsten tun wollten. Andere verrichteten sie hinter der Mauer. Ich sehe die schönen Ziegel und frage mich, wie es war, jeden Morgen durch das Tor zu gehen.

Heute stehen Mehrfamilienhäuser in dem Geviert, mit Garagen, Wegen und kleinen Flächen dazwischen. Sie rücken eng aneinander, aber sie sehen adrett aus. Der Hof wirkt, als hätte man ihn einmal ordentlich eingerichtet und dann den Bewohnern überlassen. Hier steht etwas, woran noch geschraubt wird. Dort hat jemand seine Sachen für eine Arbeit im Freien ausgebreitet. Wer entscheidet eigentlich, was man wo machen darf? Offenbar finden die Leute es miteinander heraus. Einer hilft dem anderen. Es sieht ein wenig ungeordnet aus und gerade deshalb bewohnt.

Menschen verschiedener Herkunft haben hier angefangen, ihre eigenen Geschichten miteinander zu haben. Sie brauchen die alte Mauer nicht zu kennen, um dem Nachbarn ein Werkzeug zu reichen. Vielleicht streiten sie auch darüber, was im Hof liegen bleiben darf. Ich hoffe es beinahe. Denn auch das gehört dazu, wenn ein Ort nicht fertig ist und niemandem allein gehört.

Friedhelm hat mir erzählt, dass er damals als Kind sonntags im Schlachthof gespielt hat. Im Schlacht-Hof, in seinem Innenhof, wenn die Arbeit ruhte. Ich sehe mich um und versuche, mir den Jungen zwischen den Mauern vorzustellen. Ohne den heutigen Friedhelm wäre ich an seiner Kindheit vorbeigegangen. Die heutigen Bewohner wissen vermutlich wenig von ihr. Sie müssen sie auch nicht fortsetzen. Der alte Schlachthof ist gestorben. Seine Mauer blieb, und innerhalb dieser Mauer machen Menschen mit neuen Mühen etwas, das noch keinen endgültigen Namen hat.

Vielleicht ist das Brüderlichkeit. Das Wort klingt riesig neben einer Garage und einem geliehenen Werkzeug. Aber wo sollte ich sie sonst suchen? Damals war sie Teil einer Hoffnung von ungeheurer Dimension. Heute kann ich sehen, wie viel schon ein kleiner Hof von Menschen verlangt, die ihn miteinander benutzen.



An einer anderen Stelle in Wattenscheid steht noch eines der Häuser, in denen Menschen wohnten, die im Schlachthof arbeiteten. Es ist aus rotbraunen Ziegeln gebaut und unverputzt. Die Elektroleitungen verlaufen heute im Haus; die alten Vorrichtungen lassen sich noch erahnen. Und in den Ziegeln sind Einschusslöcher. Sie stammen aus den Straßenkämpfen der zwanziger Jahre, als Menschen hier mit Messern, Beilen und Schusswaffen aufeinander losgingen. Die Fassade eines Wohnhauses hat es behalten. Jemand kam damals von der Arbeit nach Hause und sah diese Löcher vielleicht schon von weitem.

Ich denke an den adretten Hof und dann wieder an die zerschossene Wand. Beides liegt in derselben Stadt. Dass es den Menschen im Geviert heute offenbar gut genug geht, um dort zu wohnen und miteinander zu werkeln, freut mich. Es macht die Löcher nicht kleiner. Unsere Klagen haben heute oft ein anderes Maß; die Wand hilft mir, das zu sehen, ohne einem der heutigen Bewohner seine Sorgen abzusprechen.

„Ihr seid die Generation Mensch, die nur im Frieden gelebt hat, nur im Aufschwung“, sagte mein Sohn zu mir. „Das wird für meine Generation nicht gelten.“

Uff. Vor einer solchen Erwartung möchte ich nicht mit meinen guten Jahren prahlen. Ich kann ihm auch nicht versprechen, dass seine ebenso gut werden.

Dann höre ich meinen Vater: „Ich hatte ein tolles Leben.“ Er erzählte von den Kriegsjahren, die er als Junge oft wie ein Abenteuer erlebt hatte, wie ein Spiel um die Häscher der Nazis. Manchmal wurde es kritisch, vor allem, als sein Vater entlassen wurde. „Aber es wurde ja alles wieder gut.“ Ich staune noch immer über diesen Satz. Mein Vater sprach aus einem Leben heraus, das er bis dahin durchlebt hatte. Als Junge konnte er dessen Ausgang nicht kennen.

Und aus Ngerengere in Tansania höre ich: „Uns geht es gut. Der Fluss hat uns zwar die Ernte vernichtet und einige Häuser mitgerissen, aber niemand ist ums Leben gekommen. Gott hat uns gesegnet. Wir bauen jetzt Reis an statt Mais. Seid auch ihr von Gott gesegnet!“

Der Fluss hat die Ernte vernichtet. Sie werden Reis anbauen. Zwischen diesen beiden Sätzen liegen Häuser, Felder, Arbeitstage und Menschen, die morgens wieder hinausgehen müssen. Ich höre ihre Dankbarkeit und bin überrascht, wie weit sie reicht. Sie geben mir sogar einen Segen mit auf den Weg.

Was soll ich nun meinem Sohn antworten? Der Satz meines Vaters gehört meinem Vater. Der Segen aus Ngerengere kommt von Menschen, deren Ernte ich nicht wiederherstellen kann. Und Friedhelms Sonntag im Schlachthof schützt niemanden vor einem kommenden Krieg oder vor einer Technik, die uns entgleitet.

Doch all diese Stimmen verändern, was ich wahrnehme. Ich stehe vor einer Wand und sehe durch Friedhelms Erzählung noch einen Jungen im Hof. Ich sehe die Einschusslöcher und höre meinen Sohn. Ich höre meinen Vater und die Menschen, die nach der Überschwemmung Reis anbauen wollen. Nichts davon fügt sich zu einem Bild, das ich vom Zeit-Berg aus hätte zeichnen können. Jede Begegnung macht meine Welt größer, und ich bleibe doch in ihr ein Mensch mit einem begrenzten Leben.

Vielleicht ist gerade das die menschliche Dimension. Sie ist größer, als ich sie je selbst erfahren kann. Mit Worten und Erzählungen fange ich etwas von ihr auf. Ich muss andere fragen, ihnen glauben oder widersprechen, mit ihnen um einen Hof streiten und ihn wieder gemeinsam benutzen. Die große Hoffnung der Aufklärung lebt nur, solange Menschen das tun. Ihre Größe nimmt uns die Arbeit im Kleinen nicht ab.

Die Frage nach der KI bleibt. Ich weiß nicht, was aus ihr wird, und ich möchte niemandem seine Angst ausreden, der sich vor ihr wie ein schutzloses Kind fühlt. Umso weniger möchte ich mich mit dem Satz zufriedengeben, „es“ werde schon irgendetwas geschehen. Wir sind es, die diese Technik in unsere Häuser und Beziehungen holen. Wir werden einander erzählen müssen, was sie dort tut. Und wir werden Menschen brauchen, die zuhören, nachfragen und Verantwortung übernehmen.

Ich bin unten im Tal. Meine Freundin geht neben mir durch das alte Geviert. Friedhelm erzählt von einem Sonntag. Hinter einer Mauer entsteht ein Hof, dessen Geschichte noch niemand überblickt. Hier leben wir Menschen.